

# Michael Tomasello: Die Naturgeschichte der menschlichen Moral

Versuch einer Zusammenfassung von Peter K.

## 1. Kapitel: Die Interdependenzhypothese

Soziale Tiere zeichnen sich dadurch aus, dass Kooperation größere Vorteile für das Überleben bietet als Konkurrenz. Dabei entwickelte der Mensch eine besonders weitreichende Form der Kooperation.

Erster Schritt dabei ist, dass die Frühmenschen erkannten, dass sie gemeinsam besser Überleben konnten als einzeln und damit das »wir« als eine Art eigenständiges Subjekt in die Entwicklung eintrat. Die Folge ist, dass sich das »ich« dem »wir« - zumindest zeitweise – unterordnet und Abhängigkeiten (Interdependenzen) voneinander entstehen. Das »wir« bot – etwa bei der Jagd – wesentlich größere Überlebensvorteile.

„Die zentrale These des vorliegenden Erklärungsversuchs ist, (...) mit anderen ein interdependentes, im Plural handelndes »wir« zu konstruieren (...) die die menschliche Spezies von der strategischen Kooperation zur echten Moral getrieben haben“ (S.15), weil so kann man ergänzen, es wichtig war als Kooperationspartner akzeptiert und ‚wiedergewählt‘ zu werden, denn das erhöhte die Überlebenschancen. In modernen Kulturen ist diese Abhängigkeit der Menschen voneinander offensichtlich, aber der Ausgangspunkt – so T. – ist die gemeinsame Jagd.

## 2. Kapitel: Die Evolution der Kooperation

Bei sozial lebenden (Säugetier)en besteht eine „gesteigerte Konkurrenz um Ressourcen“ (Nahrung/Sexualpartner). Die ist für die Arten potentiell gefährlich, weil dies zu Kämpfen um die Ressourcen führt und damit die Art gefährden könnte. Deshalb hat die Evolution als Sicherungsmechanismus die Hierarchie ‚erfunden‘, die dazu führt, dass Auseinandersetzungen minimiert werden.

Unter bestimmten Fällen gestaltet es sich aber in der Tierwelt besser zu kooperieren und damit werden die **Gruppen** „selbst zu Einheiten der natürlichen Selektion“ (S.26). Es geht also nicht um das Überleben des Individuums, sondern um das Überleben der Gruppe.

Das lässt sich beispielsweise an sozial lebende Insekten zeigen. In einer Gruppe lebende Insekten teilen mehr Gene miteinander als Mitglieder einer anderen Gruppe, so dass die (Zusammenarbeit in der) Gruppe der Weitergabe der ‚eigenen‘ Gene förderlich ist. Kooperation beginnt in gewisser Weise auf der genetischen Ebene.

Eine nächste Ebene der Kooperation ist, dass Tiere Vorteile beispielsweise in der Abgabe von Nahrung erkennen. T. führt das Beispiel der Alarmrufer an. Es macht Sinn einem besonders guten Alarmrufer der Gruppe etwas abzugeben, denn es hilft, das eigene Überleben zu sichern. Hier beruht

Kooperation also auf einem ‚rationalen‘ (auf Heuristiken beruhenden) Kalkül, es sind Investitionen in die Zukunft.

*[Anmerkung: Interessanterweise greift T. auch auf Pjotr Kropotkins Buch „Die gegenseitige Hilfe in Tier- und Menschenwelt“ aus dem 19. Jahrhundert zurück. Es richtet sich explizit gegen die damals populären Thesen des Kampfes Aller gegen Alle.]*

Ausführlich setzt sich T. mit dem kooperativen Verhalten von Menschenaffen auseinander und kommt auf Grund experimenteller Beobachtungen zu dem Ergebnis, dass das Verhalten von Menschenaffen im Wesentlichen egoistisch und nicht im Sinne einer Zusammenarbeit und erst recht nicht von Arbeitsteilung geprägt ist: Geholfen wird meist nur, wenn es nichts kostet und zudem findet eine echte Koordination mit anderen nicht statt.

### 3. Kapitel: Zweitpersonale Moral

In diesem Kapitel geht es um die Entstehung der Moral beim Frühmenschen. Methodisch greift T. bei der Analyse auf (seine) Forschungen über moralisches Verhalten von Kindern unter drei Jahren zurück, welches er als vergleichbar mit dem des Frühmenschen ansieht, weil vorausgesetzt werden kann, dass ihre erzieherische und kulturelle Prägung die angeborenen Mechanismen kaum überdeckt.

Zuerst muss der Begriff „Zweitpersonal“ erklärt werden. Mit zweitpersonal meint T. die Beziehung zwischen zwei temporär zusammenarbeitenden (Früh-) Menschen. Er versteht sie im Gegensatz zu „modernen Menschen“, die in einer ständig zusammenlebenden größeren Gruppe leben (in der sich die Kultur bildet). Den Frühmenschen verortet T. etwa in einem Zeitraum von 2. Mio. vor Chr. bis 120T vor Chr., den modernen Menschen anschließend bis heute.

T. greift auf die Konstruktion eines ‚Wir‘ als ein eigenes Subjekt zurück und zitiert Christine Korsgaard: „Die Urszene der Moral ist keine solche, in der ich etwas für dich tue oder du etwas für mich tust, sondern eine in der wir etwas gemeinsam tun.“ (S. 67) Folgerichtig beschreibt T. das ‚Wir‘ als „eine Art »soziales Werkzeug«, um die eigenen Interessen zu fördern“ (S.68).

Einen entscheidenden Selektionsmechanismus für die Kooperation stellt dabei die Partnerwahl und Partnerkontrolle dar: Je besser ein Partner kooperiert, desto wahrscheinlicher werde ich wieder mit dem Partner kooperieren, denn es erhöht die Überlebenschancen. Ich wähle keinen Kooperationspartner aus, mit dem ich schlechte Erfahrungen gemacht habe. Insofern setzen sich genetisch die ‚kooperativeren‘ Partner langfristig durch.

Wesentlich dabei ist das, was T. als gemeinsamen Intentionalität bezeichnet. Zwei Menschen gehen eine Vereinbarung ein und entscheiden sich für ein gemeinsames Ziel (z.B. eine Gazelle zu erlegen). Aus den beiden Personen wird so ein temporäres »Wir«, als eigenes Subjekt. Das »Ich« versteht dabei die Intentionen des anderen (er wird die Gazelle in meine Richtung treiben) und stimmt die eigenen Handlungen auf diese Intentionen ab. Der Erfolg ist ein Erfolg des »Wir« und deswegen spielt die ‚Fairness‘ bei der Aufteilung der Beute eine große Rolle. Jeder der beiden Partner hat denselben

Anspruch auf die Beute. Einen Partner, der alles für sich beansprucht, werde ich zukünftig nicht mehr als Kooperationspartner auswählen.

So entsteht die Evolution der Kooperation in dyadischen (=Zweier) Beziehungen und kleineren Gruppen, die schließlich in eine »objektive« Moral einmündet.

#### 4. Kap. «Objektive» Moral

Die »objektiven« Moral entsteht beim Übergang von dyadischen Beziehungen zu kulturellen Gemeinschaften und zum »modernen Menschen« wie T. den homo sapiens bezeichnet.

Der Übergang vom Frühmenschen zum modernen Menschen erklärt T. folgendermaßen: „Die obligate gemeinschaftliche Nahrungssuche, die auf den locker strukturierten und relativ kleinen sozialen Gruppen beruhte, war eine evolutionär stabile Strategie - bis sie es eben nicht mehr war. Das Grundproblem bestand darin, daß sie zu erfolgreich war: Die Populationsgrößen mancher Gruppen wuchsen, bis sie begannen, regelmäßig aufeinanderzuprallen, was zur Konkurrenz zwischen den Gruppen um Ressourcen führte. Die Kulturgruppe der modernen Menschen wurde in der Folge praktisch zu einem einzigen, sich selbst erhaltenden Gemeinschaftsunternehmen, eine gemeinschaftliche, auf Nahrungssuche gehende Gruppe, wie sie im Buche steht, ausgerichtet auf das kollektive Ziel des Überlebens der Gruppe, wobei jedes Individuum seine arbeitsteilige Rolle spielte, einschließlich der Rolle, ein kompetentes und loyales Gruppenmitglied schlechthin zu sein. In einer feindlichen Umwelt, in der ständig konkurrierende Gruppen lauern, und bei Subsistenztätigkeiten, die in beträchtlichem Umfang spezialisiertes Wissen und Werkzeuge erfordern, war das Individuum im Grunde vollkommen von der Gruppe abhängig. Vor dem Hintergrund dieser Abhängigkeit waren die beiden unmittelbarsten und dringlichsten Herausforderungen für die Individuen, (1) sämtliche der vielen Gruppenmitglieder zu erkennen, auch diejenigen, die sie kaum kannten, und von ihnen erkannt zu werden; und (2) all jenen Gruppenmitgliedern zu helfen und sie zu beschützen beziehungsweise Hilfe und Schutz von ihnen zu bekommen, von denen sie wechselseitig abhingen, was im Grunde für jede Person in der Gruppe galt, insbesondere, als die Arbeitsteilung zunahm.“ (S. 138)

Beim Frühmenschen – so sieht es T. – konnten die Vereinbarungen, die im Wesentlichen auf Zweierbeziehungen beruhten, direkt zwischen den Individuen ausgehandelt werden. Das ändert sich, wenn sich Menschen in immer größeren Gruppen zusammenschließen. Nach der Dunbarzahl können Menschen nicht mehr als ca. 150 soziale Kontakte überblicken und benötigen spätestens dann andere Mechanismen um Gemeinschaften zusammenzuhalten. Dafür ‚erfand‘ die Natur die Kultur (also die kulturelle Moral) als eine Art übergeordnetes »Wir«.

Kultur wurde damit zum Unterscheidungskriterium zwischen Menschen, wobei angenommen wird, dass Menschen der eigenen Kultur Freunde, Menschen anderer Kultur aber Konkurrenten um Ressourcen sind. Kulturtechniken wie Sprache, Jagdtechniken, Riten etc. aber auch äußere Merkmale wie Kleidung oder Schmuck dienen als Identifikationsmerkmale der eigenen Gruppe, die dem Individuum Schutz bietet. Dafür muss das Individuum die Regeln und Werte seiner Gruppe anerkennen und internalisieren und da sie für alle Mitglieder der Gruppe gelten (und erfolgreich das Überleben sichern) werden sie zu »objektiven« Regeln und Werten.

Der Objektivierungsprozess tritt besonders deutlich in der intentionalen Erziehung zutage. Dieser kommt nur beim Menschen vor und entstand sehr wahrscheinlich mit dem Aufkommen moderner Menschen. da dieser Zeit erstmals deutliche kulturelle Unterschiede zwischen benachbarten Gruppen auftraten.

„Die prototypische Struktur intentionaler Pädagogik besteht darin, daß ein Erwachsener darauf besteht, daß ein Kind kulturelle Informationen lernt. Sie ist daher ausdrücklich normativ: Vom Kind wird erwartet, daß es zuhört und lernt. Aber ebenso wichtig ist die Tatsache, daß sie auch generisch in dem Sinne ist, daß ihre normativen Ideale relevant für Arten von Dingen sind. Es ist nicht nur so, daß wir diese Nüsse unter diesem Baum gefunden haben, sondern daß Nüsse wie diese unter solchen Bäumen wie diesem zu finden sind. Es ist nicht nur so, daß, um einen Speer auf diese Weise zu werfen, du ihn mit drei Fingern und dem Daumen halten mußt, sondern, daß jeder ihn so halten muß, um ihn so zu werfen. Die Stimme der intentionalen Pädagogik ist folglich sowohl generisch als auch verbindlich: Sie stellt als objektive Tatsache fest, wie sich die Dinge verhalten oder wie man etwas tun muß; und ihre Quelle ist nicht die persönliche Meinung des Lehrers, sondern vielmehr eine objektive Welt von Sachverhalten. Der Lehrer repräsentiert die Vorstellung, die die Kultur von der objektiven Welt hat: »So ist es« oder »So muß man das machen«. Tatsächlich stellten Köymen et al. nicht nur fest, daß Vorschulkinder eine solche generische normative Sprache verwenden, wenn sie Gleichaltrigen etwas beibringen, sondern daß sie ihre Anweisungen maximal objektivieren, indem sie nicht nur sagen, daß »man das hierher stellen muß«, sondern auch »das gehört hierher«, und nicht nur sagen sie »so sollte man es nicht tun«, sondern auch »so ist es falsch.«“ (S. 151)

„Die Tatsache, dass bestimmte soziale Normen von der Gruppe geschaffen wurden, ist ein augenscheinlicher Beleg für das Individuum, daß sie gut für die Gruppe und deren Funktion sind, und dadurch wird es zu einer guten Sache, einer legitimen, an den Interessen der Gruppe ausgerichteten Sache, daß das Individuum sie jedem gegenüber durchsetzt. So ziehen es beispielsweise sogar Vorschulkinder vor, mit Personen zu interagieren, die soziale Normen durchsetzen (selbst wenn diese sich dabei etwas aggressiv verhalten), gegenüber jenen, die das nicht tun, vermutlich weil eine solche Durchsetzung ihre kulturelle Identität mit der Gruppe und deren Gepflogenheiten signalisiert. Soziale Normen stellen sich somit den einzelnen als unparteiisch und objektiv dar.“ S. 159

Das bedeutet für das Individuum, dass es sich den Regeln der Gemeinschaft beugen muss, sonst wird es im schlimmsten Fall ausgestoßen und verliert so den Schutz der eigenen Gruppe (Kultur).

Aus Regeln entwickeln sich Institutionen, die der Durchsetzung kollektiver Regeln und Normen dienen und damit Vertreter der »objektiven« Moral sind.

Auf den folgenden Seiten behandelt T. viele Teilaspekte, die sich aus dieser Analyse ergeben. Am interessantesten finde ich den Abschnitt über Verteilungsgerechtigkeit. Demnach gilt über alle Kulturen hinweg ein Grundmaß an Verteilungsgerechtigkeit: egal wie produktiv eine Person ist: „Jeder verdient etwas zu essen.“ Die Personen sind nicht hilfreich, manche sogar belastend, aber es gibt „ein Gefühl dafür, dass sie zu uns gehören“ (S. 178). Kinder legen besonders viel Wert auf eine ‚gleiche Verteilung‘ von Ressourcen, sie sind bei spielerischen Experimenten sogar bereit eigene

Ressourcen zu opfern „um sicherzustellen, daß es eine gleiche Verteilung gibt, vorausgesetzt, **der Partner gehört zur Eigengruppe.**“ (S.179; Hervorhebung Peter K.)

## 5. Kap. Menschliche Moral als Kooperation-plus

Das letzte Kapitel setzt sich erst mit anderen Ansätzen und Erklärungsversuchen anderer Forscher und Disziplinen, auseinander bevor es zu einer Zusammenfassung des Buches kommt.

In einer grafischen Darstellung auf Seite 224 stellt er die Unterschiede zwischen Menschenaffen, Frühmensch und modernen Menschen dar.



Abbildung 1: S. 224

Zum Schluss fasst T. zusammen:

„Und jetzt ist das Kaninchen ganz aus dem Zylinder gezogen worden, und der Eindruck der Magie ist nachgerade mit Händen zu greifen. Wir haben keine der Komponenten in dieser Darstellung ausführlich erklärt, und es gibt eine ganze Reihe offener Fragen, wenn wir zu den evolutionären Details kommen – und in einigen Fällen nehmen wir im Grunde einfach bestimmte Bedingungen an (...) damit alles funktioniert.“

Aber vor dem Hintergrund, daß wir hier eine phantasievolle Rekonstruktion historischer Ereignisse versuchen, die Tausende von Jahren in der Vergangenheit liegen – wobei wir nur über wenige Artefakte oder andere paläoanthropologische Daten verfügen, die uns helfen können -, muß das für den

Augenblick genügen. In dieser abschließenden Erörterung ging es schlicht darum, einen allgemeinen Erklärungsansatz zu liefern, um zu zeigen, das genuin moralische Wesen, die ein genuines Interesse am Wohlergehen anderer haben und die wirklich empfinden, daß die Interessen anderer in einem gewissen Sinn ihren eigenen gleich sind, plausiblerweise im Laufe der menschlichen Naturgeschichte entstanden sein können, ohne dass irgendeines der Grundprinzipien der Evolution durch natürliche Selektion zu verletzen.“ (S. 233)

## 6. Kap. Schluß

Im Schlußkapitel widerspricht T. der These des Homo oeconomicus, dass der Mensch nur nach seinen eigenen Vorteilen strebt und dass der (kapitalistische) Wettbewerb zwischen den Menschen der entscheidende Träger des Fortschritts ist. Es sei ein krasser Irrtum „daß der Karren des Wettbewerbs das kooperative Pferd“ ziehen solle.

Aber natürlich sieht auch T., dass natürlich die Welt voller Probleme, Gewalt und Egoismen ist. Er erklärt, dass der Mensch gewissermaßen drei Ebene habe: seine egoistischen Motive, die zweitpersonale Moral und die »objektive« Moral. Bei vielen moralischen Entscheidungen stehen diese drei Ebenen miteinander im Konflikt und lassen sich nicht befriedigend lösen. „Das Problem ist, daß es echte moralische Dilemmata zu geben scheint. Die wie ein Necker Würfel aussehen: Sie sind auf eine bestimmte Weise moralisch, wenn man sie aus einem Blickwinkel betrachtet, aber aus einem anderen Blickwinkel sind sie auf eine **andere Weise** moralisch oder gar unmoralisch.“ (S. 243)

Und dann zieht er sein Resümee: Der Egoismus sei natürlich nicht ausgestorben „es ist einfach nur so, daß aufs Ganze gesehen diejenigen von uns, die überwiegend moralische Entscheidungen trafen, auch mehr Babys hatten. Und deshalb sollten wir – wie gesagt – einfach staunen und die Tatsache feiern, daß, mirabile dictu (und ungeachtet Nietzsche), die Moral irgendwie gut für unsere Spezies, unsere Kultur und uns selber zu sein scheint – zumindest bis jetzt.“ (S. 247)